

Stratigraphie des Heimatbegriffs

1. Raum als Kategorie des Gemüts

Bei vielen Gelegenheiten hat *Max Liedtke (1987)* betont, dass der emotionalen Seite des Menschen genauso viel Beachtung gebührt wie der Nutzung seiner kognitiven Fähigkeiten. Auf das Tagungsthema angewandt, bedeutet dies, dass wir uns nicht nur mit objektiv ausmessbaren Räumen befassen müssen, sondern auch mit diesbezüglichen subjektiven Wahrnehmungen. Das Hauptwort solch emotionaler Raumbeziehungen heißt „Heimat“; moderner, aber blasser, sprechen wir auch von Raumbezogenheit, Regionalbewusstsein, geographischer Identität, Territorialität (vgl. *Reuber, P. 1993, 6*). ARD-Tagesthemen-Mann Ulrich Wickert moderierte am 24.10.2005, beziehend auf den Dichter Elias Canetti, so an: „Heimat ist, wo die Gefühle zu Hause sind“. Nun ist es aber bekanntlich nicht einfach, Gefühlsfelder nicht nur zu durchpflügen, sondern schärfer analytisch zu ordnen.

Die titelgebende Vokabel „Stratigraphie“, eingeführt 1669 von dem dänischen Arzt *N. Stensen*, ist der Geologie entlehnt. Sie meint dort die Aufeinanderfolge unterschiedlicher Gesteinsschichten. Zugleich kommt darin ein zeitlicher Vorgang zum Ausdruck: Bei ungestörter Lagerung sind die tiefer liegenden Schichten die älteren, die darauf gepackten immer jünger. Insofern ist die Geologie eine Geschichtswissenschaft (= Erdgeschichte). In ähnlicher Weise stellen die Jahresringe der Bäume ein Abbild der Klimageschichte dar, hier zeitlich von außen nach innen zu lesen (Dendochronologie).

Im Modus des Vergleichs mit natürlichen Wachstumsprozessen will ich damit den so schwierigen Heimatbegriff historisch-genetisch angehen. Das ist nicht grundsätzlich neu (vgl. *Bausinger, H. 1961; Reuber, P. 1993, 3-9*), wurde aber vielleicht noch nie so konsequent durchexerziert. Wenn wir von Heimat reden, jeder für sich einen bestimmten Ausschnitt der Erdoberfläche seine Heimat nennt, lässt sich dieses Raumwort weder in seinem geographischen Umriss noch in seinem Inhalt kurz und allgemein verbindlich definieren. Denn es hat im kulturethologischen Sinn eine Entwicklung durchlaufen. Dabei wurden Schritt um Schritt neue Bedeutungsschichten aufgetragen. So wurde der Boden gleichsam mehrfach überschüttet, aber nichts von den älteren Horizonten ging wirklich verloren. Es entstand zur Gegenwart hin ein Wort von buchstäblich großer Vielschichtigkeit. Und wer „Heimat“ sagt,

greift dabei gefühlsmäßig mal mehr auf das eine oder das andere Sediment zurück. Unvermeidlich müssen die folgenden Epochenschubladisierungen dabei natürlich grob vereinfachen.

2. Semantische Schichtung vom Mittelalter zur Gegenwart

Die These also lautet: Unser Verständnis, was Heimat sei, wurde deshalb so kompliziert, weil sich darin auch eine große Summe geschichtlicher Erfahrungen versammelt.

2.1 Mittelalter: Heimat als Immobilienbesitz = emotionale Komponente

In der Sprache des Mittelalters war mhd. „heimōt“ zunächst in erster Linie eine Sachbezeichnung. Sie meinte Grundbesitz, ein „Anwesen“, eine „Heimstatt“. Zu Zeiten langer Sesshaftigkeit war damit auch der Geburtsort der nächsten Generation benannt. Derart konkret lebt das Wort noch bis heute in bäuerlichen Gegenden Altbayerns und der Alpen fort: Das „Hoamatl“, d.h. den Hof, wozu es dann folgerichtig auch den Plural „die Haimater“ gibt (vgl. Schmeller, A. 1985, 110), kann man nach der Sitte erben, durch Notariatsvertrag überschrieben bekommen: redensartlich „Der jüngst Su kriagt ´s Hoamat“. Man kehrt dorthin zurück, z.B. nach einem Wirtshausbesuch.

Wer Heimat hat, unterschied sich von den Landlosen, gehörte einer Gesellschaftsklasse an, die sich wenig Existenzsorgen zu machen brauchte. Das wird umso klarer, wenn man im Mittelhochdeutschen nach dem Gegenbegriff zu „Heimat“ sucht. Er findet sich in „Elend“! Ursprünglich ist auch mhd. „ellende“/ahd. „elilenti“ ganz neutral räumlich zu übersetzen: „im anderen Land“. Aber dieses In-der-Fremde-Sein hatte oft schlimme Ursachen und Folgen. So schließt mhd. ellende ferner ein, dass man „aus dem Frieden der angeborenen Rechtsgemeinschaft ausgewiesen“, „verbannt“ und in diesem Sinn „heimatlos“ geworden ist (Kluge F. / Seebold, E. 1989, 174). Unverkennbar schwingen Gefühle der Angst mit.

In neuem nicht-materiellem Licht erscheint Heimat dadurch als Ort der Geborgenheit und familiären Wärme, als Ursache für Glück. So dehnte sich die Wortbedeutung schon bald über den bloßen Gegenstandsbereich hinaus und reicherte sich positiv an um eine *emotionale Komponente*.

2.2 Zeitlose Universalie: Heimat im Miteinander = soziale Komponente

Keine Wohnstätte, weder das vereinzelt stehende Bergbauerngehöft noch erst recht ein Bürgerhaus, ist denkbar ohne Bezug auf einen größeren Sied-

lungsverband, ein Kirchspiel, eine politische Obrigkeit. Aus dieser Vernetzung mit Nachbarn, Verwandten, Freunden, Glaubensbrüdern, Volksgenossen, mit denen man dank gemeinsamer Sprache bzw. gemeinsamen Dialekts und ähnlicher Lebensumstände ziemlich unangestrengt kommunizieren kann, ergibt sich die bereits oben angedeutete zweite Dauerkonstante von „Heimat“, nämlich ihre *soziale Komponente*.

2.3 Barock: Heimat im Himmel = spirituelle Komponente

Der extremste Pendelausschlag des Wortes Heimat, nun im Gegenteil weg von irdischer Ortsbezogenheit, stellte sich im Barockzeitalter ein. Die prächtigen Schlösser und der Kleideraufwand des Adels signalisieren uns zwar weltliche Lebenslust, hinter der aber stets zugleich das Memento Mori mitschwang: Schon morgen kannst du tot sein! Zum Lebensgefühl des 17./18. Jahrhunderts gehörten eben auch die Schrecken des 30jährigen Krieges, die Pest, die Türkengefahr, die konfessionellen Glaubenskämpfe, die Vertreibungen. Und in Gegenden der Gegenreformation wie Ober- und Niederösterreich, Salzburg oder Berchtesgaden verließen Exulanten sogar lieber Haus und Hof, statt der Lutherbibel und ihrem so erhofften Seelenheil abzuschwören. Man empfand die Erde als vergängliches Jammertal, woran man sein Herz nicht hängen soll. Folgerichtig kommt daher das Wort Heimat damals besonders häufig im Kirchenlied/Kirchengesangbuch vor. Wie schon der Apostel Paulus es vorgab (Philipperbrief 3.20), wird Heimat hier im geistlichen Sinn verstanden: Erst im Jenseits bei Gott, im himmlischen Jerusalem wird Heimat sein. „Ich bin ein Gast auf Erden“, dichtete Paul Gerhardt (1607-1676), und weiter:

*„So will ich zwar nun treiben mein Leben durch die Welt,
doch denk ich nicht zu bleiben in diesem fremden Zelt:
Ich wandre meine Straßen, die zu der H e i m a t führt,
da mich ohn alle Maßen mein Vater trösten wird.“*

Auch dieser Sprachgebrauch wirkt bis heute nach, wenn z.B. in Festreden das Wort Heimat oft eine so inbrünstig-weihevoll klingende Klangfarbe annimmt. Ich nenne es die *spirituelle Komponente*.

2.4 Romantik: Heimat aus mythologischer Vorzeit = retrospektive Komponente

Zu einem häufig gebrauchten Wort wurde „Heimat“ aber erst seit der Romantik nach 1800. Vorher genügten ähnliche Synonyma wie z.B. „nach Hause“ (vgl. Novalis, Hymnen an die Nacht). Wie die berühmte blaue Blu-

me der Romantik war dieses Zuhause freilich eher weniger ein fester Punkt auf der Landkarte, sondern ein kaum je auffindbares Ziel der Sehnsucht. Die Medizin der Zeit diagnostizierte „Heimweh“ - das Wort taucht zuerst 1705 in Scheuchzers „Naturgeschichten des Schweizerlandes“ auf (Grimm, J. u. W. 1977, 884; Greverus, I.-M. 1979, 106-148; Kluge, Fr./Seebold, E. 1989, 302) - regelrecht als Krankheit. Tief unzufrieden mit ihrer politisch und gesellschaftlich zerrissenen Gegenwart - die Sprachnation nach ihrem Zusammenstehen in den Befreiungskriegen gegen Napoleon weiterhin zersplittert in Kleinstaaten, nach wie vor gespalten die christliche Kirche, das Volk sozial zerklüftet zwischen Wohlstand und Pauperismus - flüchteten sie in Träume, - teils in Naturschwärmerei, teils in Vergangenheitsbilder. In diesem Einst früher Ursprungszeiten und noch des Mittelalters vermuteten sie in völlig fiktionaler Weise später verloren gegangene Idealzustände. „Damals“, als Kaiser, Reich und Katholizismus noch eine harmonische Einheit bildeten und alle Stände frei beisammen lebten... Wenn die Gebrüder Grimm Märchen, Mythen und Rechtsweistümer sammelten, Herder in den Volksliedern „natürliche“ kollektive Schöpferkraft erkannte, Tieck, Wackenroder und andere sich für die Burgen der Fränkischen Schweiz und mittelalterliche Stadtkulissen begeisterten, lässt sich das alles zusammenfassen als Versuch zu bewahren, was von einem besseren Gestern noch zu retten war. Innigst verbunden wurde dies mit Rückerinnerungen an die als Großsippengedachten Stämme der germanischen Völkerwanderung und damit der Regionalismus der sog. Stammeslandschaften begründet: Thüringen, Hessen, Sachsen, Schwaben, Franken, Bayern...

Mit der Romantik begann der Historismus, - geschichtsbezogenes Denken, das oft etwas vernebelt ist vom Glauben an „die gute alte Zeit“. Der moderne Heimatfreund, der „unsere“ Baudenkmäler, „unsere“ Trachten, „unsere“ Bräuche liebt und weiter tradieren möchte, steht hier in deutlicher Kontinuität. Für unser Thema heißt das: Seit der Romantik neigt unser Heimatbewusstsein stark zur historischen Rückschau; es bekam eine ausgeprägt *retrospektive Komponente*.

2.5 Gründerjahre: Heimat im Modernisierungsschock = exklusive Komponente

In den sog. Gründerjahren der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts brachen Industrialisierung und Fortschritt herein. Für die meisten Menschen war die Welt bis dahin eine schmale, gut überschaubare Bühne gewesen. Der Bauer, der Handwerker lebte im „ganzen Haus“ als Einheit von Wohnung und Arbeitsplatz, kannte jeden im Dorf, besuchte gelegentlich benachbarte Jahr-

märkte und Kirchweihen, lief mit bei eintägigen Nahwallfahrten, heiratete im Umkreis von zehn Kilometern; sein Gesichtskreis endete in der nächsten größeren Stadt. Nun aber schoben sich die Theaterkulissen plötzlich weit zurück. Wer Fabrikarbeiter wurde, bekam es zu tun mit unheimlichen Maschinen, fremdbestimmtem arbeitsteiligen Zeittakt und Exportabhängigkeiten. Die neuen Eisenbahnen ratterten schnell in unbekannte Fernen. Der Telegraph fütterte täglich zweimal erscheinende Zeitungen mit Nachrichten aus allen Kontinenten. Fotos machten Fremdes anschaulich. Kolonialpolitik und letzte Entdeckungsreisen griffen weit über Europa hinaus. Durch Massenauswanderungen kam Amerika ins Visier. Mit dieser neuen Informationsflut konnte nicht jeder leicht fertig werden. Bei vielen entstand ein Gefühl der Bedrohung. Und in der Folge fand in den Köpfen gleichsam eine Zweiteilung der Welt statt: Man zog eine Mauer zwischen seinem privaten Lebensradius und dem fremden Da-Draußen, igelte sich ein im Vertrauten. Heimat wurde so zum Asyl und war fortan - wieder - ein ziemlich eng begrenzter konkreter Raum. Spitzwegs winkelige Genreszenen fangen genau diese Zeitstimmung ein!

Heimat als Schutzinsel lässt sich aber gleichzeitig auch noch von einem Rechtsdokument her entwickeln, dem sog. „Heimatschein“. Ausgestellt am Geburtsort gewährleistete er dort ein lebenslanges Aufenthaltsrecht (samt Heiratserlaubnis) und beinhaltete zudem, dass die betreffende Person nötigenfalls Anspruch hatte auf die gemeindliche Armenfürsorge. Solange vor dem Gesetz über die Freizügigkeit (1867) die Fabrikstädte vielen Zuzüglern das volle Bürgerrecht verweigerten, solange ein Arbeitgeber täglich kündigen konnte und Bismarcks Sozialgesetze fehlten, stellte dieser Heimatschein eine große Beruhigung dar. Wo immer einer in der Welt weilte, er hatte die Gewissheit, dass er im äußersten Notfall immerhin ins Armenhäusl seiner Herkunftsgemeinde zurückflüchten konnte und schmales tägliches Brot reihum auf einem der Bauernhöfe bekam. Die ohnehin schon verengte Vorstellung von Heimat wurde dadurch im frühen Industriezeitalter noch besonders zugespitzt auf den Fixpunkt des Geburtsorts. Heimat schrumpfte auf Kirchturmperspektive. Sie bedeutete, weil solcherart nützlich, ein Stückchen „splendid isolation“, - Besitz mit *exklusiver Komponente*.

2.6 Verstädterung um 1910-1930: Heimat in Dorf und Flur – agrarromantische Komponente

Zu besonderer Hochkonjunktur lief Heimat vor und nach dem Ersten Weltkrieg auf. Das rasche Wachstum der Fabrikstädte veranlasste zu scharfer Kritik. Der neue Begriff „Landflucht“ tadelte die Abwanderer. Das Groß-

stadtleben selbst wurde mit intellektuellem Abscheu verteufelt. Hier wehe „stinkende faule Sumpfluft“ (Bartels, A. 1904, 17). Das moderne Nürnberg sah der Dichter Hermann Hesse in einem Tagebucheintrag von 1925 „nur noch in die Auspuffgase dieser verfluchten Maschinen gehüllt“. Eduard Spranger als Philosoph beklagte das „Elend des Großstädtlers“, der hier wurzellos sei, ohne jene seelische Kraft, die aus Bodenständigkeit rührt, arm weil ohne Heimat.

Bald entwickelte sich aus dieser Stimmung ein regelrechtes Kontrastprogramm. Fähigkeit, Heimat zu sein, habe allein der ländliche Raum sowie allenfalls noch das ackerbürgerliche Milieu der Kleinstädte. Und in diesem Sinn begann man nun Heimat zu „pflegen“. Vollerorts gründeten sich Heimatvereine. Es entstanden die sog. Heimatkunst und die sog. Heimatschutzbewegung, die sich in Hausbau, Brauchtum, religiösen Denkmälern usw. gegen den Verlust dörflicher Traditionswerte stemmte. 1908 wurde an Volksschulen der Heimatkundeunterricht eingeführt, der ebenfalls die bäuerliche Welt favorisierte, genauso wie das Schullesebuch noch weit über diese Zeit hinaus das industrielle Stadtmilieu fast gänzlich ausblendete. „Aus grauer Städte Mauern“ sang sich die Wandervogel-Jugend durch Dorf und Flur. Auch die „Sommerfrische“, die sich begüterte Stadtbürger nun leisteten, gehörte dazu. Der heimatische Bauernroman opponierte gegen sog. Asphaltliteratur, als die man z.B. Alfred Döblins „Berlin Alexanderplatz“ abkanzelte. Mit der Wunschbild-Brille städtischer Bildungsschichten wurde so die „Behaglichkeit des Dorflebens“ erfunden. Ein Versuch, davon wenigstens noch etwas hineinzuretten in die sonstige Mietskasernen-Ödnis der Städte, war Ebenezer Howards „Gartenstadtidee“, die in Genossenschaftssiedlungen auch Fabrikarbeitern das eigene Häuschen mit Nutzgarten bescheren wollte (vgl. Heller, H. 1985).

In bis dahin unbekannter Weise wurde Heimat dadurch festgelegt auf bäuerlich-dörfliche Zustände und zum Gegenpol der Stadt stilisiert. Vor allem den 1920er Jahren verdankt demnach der Heimatbegriff seine bis heute unverlorene, mit deutlicher Stadtfeindlichkeit gepaarte *agrarromantische Komponente*.

2.7 NS-Zeit: Heimat unter ideologischem Diktat – aggressive Komponente

Der Nationalsozialismus brauchte auf dieser Gesinnung nur aufzubauen, als er mit großer Wertschätzung des bäuerlichen Nährstandes seine „Blut- und Boden-Ideologie“ kreierte. Neu jedoch war deren zusätzliche Vermischung mit der parteieigenen Rasselehre. Heimat wurde nun zu jener Scholle Land,

wo nordische Menschen in uralter Geschlechterfolge ihr „Ahnenerbe“ weitertragen und sich wachsam zur Wehr setzen gegen jedweden drohenden Feind. Schädlinge wie die Juden seien unerbittlich auszumerzen. Reichsminister Hermann Göring drückte das 1935 beim wallfahrtsartig inszenierten „Frankentag“ auf dem Hesselberg in knappen Gedankensprüngen wie folgt aus:

„An Stätten wie diesem Berg ... haben wir den inneren und äußeren Anschluß an die Vorzeit, an das Blut unserer Väter ... Die Geschichte unseres Volkes gibt uns Kraft ... für den weiteren Kampf ... Die Judenfrage muß ohne Gnade ausgefochten werden...“ (N.S.Lehrerbund Gau Franken 1936, H.6)

So begannen „in der Heimat“ die Judenverfolgungen und gleichzeitig zur „Verteidigung des deutschen Vaterlandes“ die Vorbereitungen zum Zweiten Weltkrieg. Politisiert und synonym gesetzt zum großen Vaterland diente der Heimat-Appell im Dritten Reich nun auch der Agitation. Diese *aggressive Komponente* war neu. Wenig später erfand das Landserdeutsch in fast schon grotesker Umkehrung den „Heimatschuss“ (vgl. Röhrich, L. 1992, Bd.2, 691), über den der Soldat sich freute, weil er so „nur verwundet“ für eine Weile von der Front zurückkam in ein Lazarett daheim.

2.8 Nachkriegsdeutschland: Heimat als Verlorenes – polyvalente Komponente

Korruptiert nun zwar und kritisiert als Teil seinerzeitiger NS-Diktion, blieb das Wort Heimat aber auch nach 1945 wichtig. Zwei Komposita fallen dabei besonders auf – die Heimatvertriebenen und der Heimatfilm.

Streifen wie der „Förster vom Silberwald“, „Die Sennerin von St. Kathrein“ oder „Schwarzwaldmädel“, die den Zuschauer bis zum Happy End in die gesunde Luft von Bergdörfern oder Heidelandschaften, an den Wörther See oder an Meeresufer versetzten und ihre Helden vorzugsweise aus eher rückständigen Berufen nahmen, lieferten nun erst recht süßliche Zerrbilder einer vermeintlich stabilen Welt von gestern. Weiterhin kam dabei das Böse, das die Handlung vorantrieb, häufig aus der Stadt. Diese Filme zogen an, weil sie etwas Kompensation versprachen zum wahren Alltag in zerbombten Wohnvierteln und Wirtschaftswunder-Maloches. Und sie überspielten die gerade noch überlebte Kriegskatastrophe auch dadurch, dass die Hauptrollen-Filmstars, z.B. Luise Ullrich, Heidemarie Hatheyer, Luis Trenker, Hans Moser, ja noch dieselben waren wie im Frieden der 30er Jahre (vgl. Kaschuba, W. 1989).

Heimatvertriebener zu sein, bedeutete noch mehr Zerrissenheit. Es schmerzte die Trauer über unwiederbringlich Verlorenes, - realen Besitz und gleichsam immaterielles Paradies. Doch machten die Betroffenen bald eine aufregend neue Erfahrung: Jenseits ihrer Erinnerungen, wozu sie sich zum Teil in „Heimatstuben“ und „Landsmannschaften“ organisierten, fanden die meisten de facto erstaunlich schnell im Westen eine „zweite Heimat“, wurzelten ein, assimilierten sich. Ebenso überrascht stellte man nun fest, dass auch das sog. Ruhrvolk und andere bunt zusammengewürfelte Großstadtbevölkerungen spätestens nach einer Generation ihr Zuwanderungsmilieu so voll angenommen hatten, dass sie es längst als Heimat liebten und ungern wieder fortzogen. Am Heimatbegriff haftende Klischees stimmten damit plötzlich nicht mehr: Nicht nur Geburtsort und Dorf schaffen Heimat, sondern auch die Großstadt! Und obwohl das Singularwort Heimat Gegenteiliges behauptet, die Zunge sich gegen den Plural „Heimaten“ sträubt, konnte Heimat fortan auch nicht mehr als etwas nur Einmaliges gelten. Offenbar, so lernte man, vermag sich der Mensch neben- oder nacheinander an mehreren Plätzen innerlich einzurichten.

Im Revolutionsklima der 1968er Jahre gingen die Fortschrittlichen dann aber endgültig auf Abstand. Man vermied dieses vertrackte Wort Heimat nun lieber ganz, versteckte Gefühle hinter nur mehr spröden Formeln, wie z.B. Nahbereich, Umfeld, Großraum, Region. Zeitungen taufte ihr Heimatressort um in Lokalredaktion, die Heimatbeilage zum Sonntag in Wochenmagazin. An Bayerns Schulen mutierte die Heimatkunde 1971 zu Erst- und Sachunterricht. Andere taten „Heimattümelei“ verächtlich ab als etwas lächerlich Provinzielles oder – mit Verweis auf das Dritte Reich – gefährlich Dummes und spöttelten nur noch: Heimat sei eine „Kinderkrankheit, die Erwachsene befällt“ (*Derschau*), sei der „schönste Name für Zurückgebliebenheit“ (*Martin Walser*). – Vermehrt entdeckt wurde in dieser vielfältigen Verunsicherung des Wortes seine *polyvalente Komponente*.

2.9 Um 1975/90: Heimat auf der Nostalgiewelle = folkloristische Komponente

Beinahe im Gegensatz wurde diese gewollt progressive Nüchternheit jedoch ab ca. 1970 schon wieder weggespült von der sog. Nostalgiewelle, aus ital. *nostalgia* = sehnsüchtiger Blick zurück. Sie ähnelte in vielem der Heimatliebe der 1920er Jahre, begeisterte sich nun aber mit gleicher Sympathie auch für die Aura historischer Städte. Ich deute nur an: Volksmusikveranstaltungen, eine Flut neuer Altstadtfesten, wiederbelebte Dorfkirchweihen, Lust auf Omas Küchenrezepte, Museumsgründungen zur Pflege der Ortsge-

schichte, Bürgerproteste gegen Stadtbildverschandelungen, Empfehlungen für landschaftsgerechtes Bauen, Biotopschutz und Ökologiedenken, die Ausschilderung geologischer, vinologischer oder industriegeschichtlicher Lehrpfade sowie auch die Rückkehr des Heimatkundeunterrichts in den Schulen. Doch in großen Teilen ähnelte dies einem Rollenspiel voller Widersprüche. Derart heimatbewusst gab man sich vorwiegend nur in der Freizeit, - am Sonntag Trachtenjanker, werktags Büroanzug oder Jeans, Brauchteilnahme als Tiroler Schütz oder im „Häs“ der alemannischen Fasnacht oder auch Lifestyle-Gruppenleben in Ritterrüstungen als Kontrast zum Berufsalltag an Fließband und PC, Salzburger Nockerln oder Schupfnudeln bei Festmahlzeiten, jedoch McDonald-Fastfood in der Arbeitspause, Wochenendausflüge über die Dörfer, im Urlaub aber Flugreisen zu den Stränden Griechenlands oder der Malediven. Niemand wollte sich mehr ganzheitlich mit Heimatidylle begnügen. Heimat schrumpfte so in einer diametralen Spannung vor allem zum Raum der Naherholung. Gefragt, wie auch auf Werbeplakaten, war hauptsächlich diese *folkloristische Komponente*.

2.10 Gegenwart: Heimat trotz Globalisierung = fraktionale Komponente

Aber auch dieser eventgesättigte Heimatboom verglüht bereits wieder. Die Kosten der deutschen Einheit, Wirtschaftsflaute, Massenarbeitslosigkeit und Zukunftsängste lassen seither immer weniger Atem für Denkmalschutz, Trachtenpflege oder Mundartlyrik. Selbst an den Universitäten streicht man nun Fächer wie Landesgeschichte und Volkskunde. Die Industrie entschließt sich zum Exodus, - den aber sehr wohl das Privatverhalten der Deutschen schon mit vorgezeichnet hat: Ein Ferienhäuschen im nicht mehr täglich erreichbaren Raum, Ferntourismus und Altersdomizile unter Palmen, wozu man sich einkauft in Spanien, auf Mallorca oder Thailand, stellen jener Heimat, die man durch Geburt oder allmähliche Einwurzelung an einem berufsbedingten Zuzugsort hat, in vielfältiger Weise eine zusätzliche „Wahlheimat“ gegenüber. Eine „neue Heimat“ (vgl. Heller, H. 2002) haben umgekehrt auch jene Millionen Arbeitsmigranten und Aussiedlerfamilien aus Russland, Rumänien usw. bei uns gefunden, die aus ganz anderen Motiven kamen. Durchaus nicht zynisch gemeint, wiederholt sich hier das römische „ubi bene, ibi patria“, - daheim bin ich, wo es mir gut geht. Aber fast immer bleiben doch, zumindest in der ersten Generation, Barrieren spürbar, weil ursprüngliche Enkulturation und die Bedingungen der Wirtsgesellschaft zum Teil unvereinbar sind. Ständig wird verglichen. Man verleugnet im Ausland nie ganz sein Deutschsein, bei Binnenwanderungen seine „fränkische Seele“, seine „schwäbische Mentalität“, sein Preußentum oder ein „kölsche Jong“ zu

sein. Wegen Sprachproblemen oder ihrer Religion driften Russland“deutsche“, türkische Muslime und ähnliche Gruppen teilweise in parallelgesellschaftliche Refugien ab. Viele Menschen haben heute ein durch solch plurale Solidaritäten ungewisses Heimatgefühl; ich suche das zu bezeichnen als *fraktionale Komponente*.

Ausklingen soll dieser Gedankengang in Fragen, die zum einen der Schweizer Autor Max Frisch, zum anderen der türkisch-deutsche, in Erlangen lebende Schriftsteller Habib Bektas stellen:

*„Hat man eine Heimat nur, wenn man sie liebt?
Und wenn sie uns nicht liebt, hat man dann keine Heimat?
Was muß ich tun, um eine Heimat zu haben,
und was vor allem muß ich unterlassen?
Sie scheint empfindlich zu sein.... „ (Max Frisch)*

*„die türkei, papa,
sagst du,
ist unsere Heimat.
aber dort
sprechen sie doch nicht deutsch,
wie bei uns hier.“ (Habib Bektas)*

3. Sehnsucht nach Grenzen und Mitte

Im Jargon unserer Kulturethologie beschreibt obiges Schichtungsmodell nicht, wie man zunächst meinen möchte, einen Prozess der Luxurierung. Eher kann man es als komplexe Anhäufung von Relikten begreifen. – Nicht behandelt wurde dabei bisher, wie sich eigentlich die geographischen Außengrenzen dessen bestimmen, was wir Heimat nennen.

3.1 Suche nach dem Außenrand

Grenzziehungen müssen sein! Im Gefolge von *Niclas Luhmann* attestiert ihnen *Marc Redepenning* (2005) sogar Unvermeidlichkeit. Ohne Unterscheidungen kann man sich kein Bild von der Welt machen. Das durch Grenzen markierte Innenwärts erleichtert dem Menschen das Denken, gibt ihm Verhaltenssicherheit in Wir-Identität (vgl. auch *Leyhausen, P. 1954*). Jenseits davon herrschen Unordnung, Zweifelhaftes, Fluides, manchmal freilich auch Verlockung oder Befreiung (*Sahr, W.D. / Wardenga, U. 2005, 157*).

Lange dachte man, man könne Heimatregionen über harte Fakten ermitteln und so auch sicher auskartieren. Man argumentierte mit kulturellen Tatbeständen wie Stammeszugehörigkeit (z.B. „die Friesen“), Territorialherrschaft (z.B. Land Tirol), Verbreitungsgebieten von Konfessionen (z.B. katholisches Altbayern), Mundarten (z.B. sächsisch), bestimmten Gehöfttypen (z.B. niederdeutsches Hallenhaus), signifikanten Bräuchen (z.B. rheinischer Karneval) oder Speisen (z.B. Semmelknödel), hinter denen „eindeutig“ gemeinsame mentale Strukturen stünden. Genannte anthropogene Produkte und ihre Areale seien daher weder künstlich noch zufällig, sondern eben der Ausfluss natürlicher Identität. Im Optimalfall würden all diese Kartierungen vereinigt einen enggescharten Grenzgürtel zeichnen, der somit die „Heimat“ der dort lebenden Bevölkerung umreißt. Jedoch finden sich in der Wirklichkeit selten solch klare Linienbündel. Und überdies lässt sich jedes dieser Kriterien schnell kritisch zerpfücken, - das „Stammesgebiet“, weil Migrationen herein und hinaus Vermischungen verursachten, die „Trachtengebiete“ oder „Hauslandschaften“, weil Innovationen von innen und außen mal hier, mal da etwas veränderten, die „bodenständige Kost“, weil auch sie exotische Zufuhr und Geschmacksmoden aufnahm.

3.2 *Bedürfnis nach Mittendrin-Sein*

„Räume sind niemals“, so sagt es *Günter Heinritz (1992, 303)*, 'durch die Wirklichkeit' vorgegeben. Sie sind vielmehr stets 'gedankliche Zusammenfassungen'“ das heißt Konstrukte. Verordneten Räumen, wie etwa die bayerische Gebietsreform 1972 sie schuf, stehen die Vorstellungen der Menschen gegenüber. Man kann diesen unmittelbar nachspüren, wenn man z.B. einer Versuchsgruppe die Landschaftsnamen ihrer näheren und fernerer Umgebung vorsagt und fragt, welchen davon sie sich auch innerlich zugehörig fühlen und wo auf ihrer ganz persönlichen mental map diese Räume jeweils anfangen und enden. Stellen dann viele gleichsinnige Einzelantworten tatsächlich kollektives Regionalbewusstsein dar und der so herausgehobene Weltausschnitt – cum grano salis – die gemeinsame „Heimat“ ebendieser Leute? Restzweifel bleiben, u.a. weil man bei solchen Raumfindungsfragen wohl auch jene anthropologische Grunddisposition nicht vergessen darf, dass niemand gern am Rand stehen will, sondern lieber zentrisch denkt. Es besteht ein Bedürfnis nach Mitte. Schön hat das *Andreas Klima (1989)* auf empirischen Wegen für das Raumgebilde „Allgäu“ herausgearbeitet: Bewohner des Kernbereichs um Immenstadt/ Kempten ziehen die Nordgrenze dieses Landschaftsnamens ungefähr auf der Linie Wurzach-Kaufbeuren. Hingegen schieben die dort Lebenden sie noch gut zwanzig Kilometer weiter

nordwärts hinauf bis etwa Memmingen-Mindelheim. Sie würden sich sonst offenbar unangenehm marginalisiert sehen, statt volle Zugehörigkeit empfinden zu können. Wo also endet das Allgäu wirklich??

Die um 1990 sehr intensiv betriebene Regionsbewusstseinsforschung hat einige solche Probleme aufgedeckt. Heimat als „geschlossenen Horizont hochintegrierter Gruppen“ (*Könenkamp, D. 1985, 36*) gab es wohl nie. In Wahrheit haben wir es stets mit einem offenen Feld zu tun, wo sich Einflüsse aus allen Richtungen dieser Welt kreuzen und aus dem Verschnitt von schon Vorhandenem und bislang Unbekanntem ständig neue Objektivationen entstehen. Dass dadurch in der Fläche allmählich ein anderswo unwiederholbares mixtum compositum von Natur und Kultur entsteht, etwas Einmaliges, was den, der es als Heimat liebt, beglückt, sei dabei unbestritten.

3.3 Heimat als subjektive Blickreichweite

So kann man nur immer wieder *Eduard Spranger (7. Aufl. 1952)* beipflichten: „Heimat gehört zum Subjektivsten des Menschenlebens“ überhaupt! Erst durch argumentative oder psychische Vorgänge entstehen im Raumkontinuum Grenzziehungen (*vgl. Simmel, G. 1999, 694 f.*). Und nur durch seelische Prozesse, die in jedermann anders ablaufen, wird neutrale Landschaft für ihn und dieser Form nur für ihn allein zur „Heimat“.

Letztlich setzt sich jeder Mensch also selbst zum Mittelpunkt jenes Fühlraumes, der ihm Heimat ist. Er konturiert ihn deshalb stets mehr oder weniger in Kreisform um sich herum, - so wie eine Spinne mitten in ihrem Fangnetz sitzt. „Heliozentrische“ Aneignungsstrategie nannte dies schon vor Jahren *Wilhelm Brepohl (1953, 13)*; ähnlich entwarfen frühneuzeitliche Kartographen die sog. Radkarten. Wie weit unser Individualist dabei seinen Radius zieht, hängt ebenso persönlich ab von frühkindlicher Prägung oder/und Alltagsgewohnungen, wie z.B. täglichen Pendlerfahrten zwischen Wohnung und Arbeitsplatz, dem Einkaufen oder Bummeln im nächsten Mittel- oder Oberzentrum, Verwandtenbesuchen, Geschäftsbeziehungen, Freizeitunternehmungen, dem Nachrichtenfokus seiner Tageszeitung, der Stadt seines Lieblingsbundesligaklubs usw. Zur eigenen Wahrnehmungsintensität kommen ferner Wissenserwerb, Führung durch Schule oder Vereinsmitgliedschaften, aber auch Beeinflussung durch gern mit folkloristischen Chiffren arbeitende Firmenwerbung. In zahlreichen empirischen Untersuchungen fiel auf, dass die meisten Menschen mit „Heimat“ vorwiegend kleine Räume assoziieren, oft sogar punkthaft nur den Wohnort Dorf oder Stadt, und erst in zweiter Linie größere Entfernungen dazunehmen. Auf diese besondere

„Ortsbezogenheit“ als Definitionsmerkmal von Heimat wies 1965 z.B. auch der Soziologe *H. Treinen* hin. Seither lassen private Autospazierfahrten und sonstige Kommunikationstechniken deutlich mehr Eindrücke zu, so dass die Außenhorizonte heute wohl um einiges „weiter hinten“ verschwimmen (vgl. *Saul Steinbergs Karikatur zum Weltbild des New Yorkers*).

Betrachtung und Kognition allein aber genügen dem Heimatbegriff noch nicht. Erst wenn man den so observierten Raum als besonders wertvoll für das eigene Leben einzuordnen und schätzen lernt und dort niemand diese Sympathie verletzt, füllt sich der Heimatbegriff ganz auf: Es ist dann jene sentimentale Identifikationsstufe erreicht, auf der jemand bisweilen sogar „stolz“ zu sein vermag auf „seine“ bzw. im Wir-Gefühl „unsere Heimat“.

Nach alledem darf man sich in der Theorie ruhig verabschieden von älteren Meinungen, dass man im Menschenleben Heimat quasi als Geburtsmerkmal auf Dauer geschenkt bekommt. Wo einer sich nur bemüht, kann Heimaterwerb immer wieder gelingen, auch wenn man an wechselnden Orten diese oben geschilderte Rundschau mehrfach aufs Neue beginnen muss.

4. Literatur

- BARTELS, Adolf (1904): *Heimatkunst. Ein Wort zur Verständigung*. – In: *Grüne Blätter für Kunst und Volkstum*. München/Leipzig H.8 (zit. in I. Greverus, 1979, 66).
- BAUSINGER, Hermann (1961): *Volkskultur in der technischen Welt*. – Stuttgart.
- BAUSINGER, Hermann / KÖSTLIN, Konrad (Hg. 1980): *Heimat und Identität*. Referate am 22. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Kiel 1979. – Neumünster.
- BEKTAS, Habib (1996): *Wie wir Kinder. Kindergedichte für Erwachsene*. – Erlangen.
- BLOTEVOGEL, Hans Heinrich / HEINRITZ, Günter / POPP, Herbert (1986): *Regionalbewusstsein. Bemerkungen zum Leitbegriff einer Tagung*. – In: *Berichte zur deutschen Landeskunde* Bd.60, 103-114.
- BREPOHL, Wilhelm (1953): *Heimat als Beziehungsfeld*. – In: *Soziale Welt* Bd.4, 12-22.
- BROCKHAUS-Enzyklopädie (¹⁹1989): *Schlüsselbegriffe – Grundwerte Heimat*. – Mannheim, 617-621.

- FÜHR, Eduard (Hg. 1985): Worin noch niemand war – Heimat. Eine Auseinandersetzung mit einem strapazierten Begriff. Historisch-philosophisch-architektonisch. – Bauverlag. Wiesbaden/Berlin.
- GREVERUS, Ina-Maria (1979): Auf der Suche nach Heimat. – Beck'sche Schwarze Reihe Bd.189. München.
- GRIMM, Jacob und Wilhelm (1877): Deutsches Wörterbuch Bd.4, 2.Abt. Leipzig. - Reprint Deutscher Taschenbuch Verlag. München.
- HEINRITZ, Günter (1989): Ist Regionsbewusstsein machbar? Untersuchungen zur Akzeptanz von Raumabstraktionen. – In: Berichte zur deutschen Landeskunde Bd.63, 45-47.
- HEINRITZ, Günter (1992): Regionsbewusstsein in der Hallertau. – In: Berichte zur deutschen Landeskunde Bd.66, 303-333.
- HELLER, Hartmut (1987): Der Heimatbegriff und seine historisch gewachsene Vielschichtigkeit. – In: Fürther Heimatblätter NF 37.Jg., 85-97.
- HELLER, Hartmut (1985): Gartenstädte als Teil deutscher Großstädte. – In: Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung. Referate am 24.Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Berlin 1983. - Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde Bd.13. Berlin, 49-59.
- HELLER, Hartmut (1996): Offenes Land Franken. Heimat als Schnittpunkt von Weltbeziehungen – Aspekte regionaler Volkskunde. – In: Zs. Schöner Heimat, hg. Bayerischer Landesverein für Heimatpflege 85.Jg., 17-24.
- HELLER, Hartmut (Hg. 2002): Neue Heimat Deutschland. Aspekte der Zuwanderung, Akkulturation und emotionalen Bindung. – Erlanger Forschungen, Reihe A, Bd.95. Erlangen.
- HELLER, Hartmut (2003): Organisierte Raumidentität. Der Frankenbund e.V. – In: W. K. Blessing / D. J. Weis (Hg.), Vorstellung und Wirklichkeit in der Geschichte. – Neustadt a.d.Aisch, 381-390.
- HELLER, Hartmut (2006): Frankens Identität zu Beginn des 21. Jahrhunderts. – In: Haus der Bayerischen Geschichte (Hg.), Aufsätze zur Landesausstellung „200 Jahre Franken in Bayern“. Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur Bd.52. Augsburg, 181-186.
- KASCHUBA, Wolfgang (Hg. 1989): Der deutsche Heimatfilm. Bildwelten und Weltbilder. – Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen. Tübingen.
- KLIMA, Andreas (1989): Das Abbild der Raumvorstellung „Allgäu“ als Facette des Regionalbewusstseins einer heimatragenden Elite. – In: Berichte zur deutschen Landeskunde Bd.63, 49-78.

- KLUGE, Friedrich / SEEBOLD, Elmar (²²1989): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. – De Gruyter-Verlag, Berlin/New York.
- LEYHAUSEN, Paul (1954): Vergleichendes über die Territorialität bei Tieren und den Raumanspruch des Menschen. – In: Homo H.5, 68-76.
- LIEDTKE, Max (1987): Der Mensch und seine Gefühle. Zur Bedeutung und Beeinflussung der Emotionalität. – Hefte des Vereins für Ökologie und Umweltforschung H.8. Wien.
- MAULL, Otto (1925): Politische Geographie. – Berlin.
- NEEF, Ernst (1962): Die Entwicklungsgeschichte der Erde. Mit einem ABC der Geologie. – Leipzig, Dausien Verlag Hanau/Main.
- NEUMEYER, Michael (1992): Heimat. Zu Geschichte und Begriff eines Phänomens. – Kieler Geographische Schriften Bd.84.
- N.S. LEHRERBUND Gau Franken (Hg. 1936): Blätter für Schulpraxis und Erziehungswissenschaft 47.Jg., H.6.
- REDEPENNING, Marc (2005): Über die Unvermeidlichkeit von Grenzziehungen. – In: Berichte zur deutschen Landeskunde Bd.79, 167-177.
- REUBER, Paul (1993): Heimat in der Großstadt. Eine sozialgeographische Studie zu Raumbezug und Entstehung von Ortsbindung am Beispiel Kölns und seiner Stadtviertel. – Kölner Geographische Arbeiten H.58.
- RÖHRICH, Lutz (1992): Das große Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. 3 Bde. - Herder Verlag, Freiburg/Basel/Wien.
- SAHR, Wolf-Dietrich / WARDENGA, Ute (2005): Grenzgänge – Ein Vorwort über Grenzen und ihre (Be)Deutungen in der Geographie. – In: Berichte zur deutschen Landeskunde Bd.79, 157-166.
- SCHMELLER, Andreas (Reprint 1985): Bayerisches Wörterbuch. – Oldenbourg Verlag, Sonderausgabe Bd.1/2. München.
- SIMMEL, Georg (³1999): Soziologie. Über die Formen der Vergesellschaftung. – Frankfurt a.M.
- SPRANGER, Eduard (³1952): Der Bildungswert der Heimatkunde. – Reclam Heft 7562. Stuttgart.
- STEINBERG, Saul (o.J.): Karikatur „Die Welt aus der Sicht eines New Yorkers“. – In: Diercke-Weltatlas (⁴1996). Braunschweig, 274.
- TREINEN, Heiner (1965): Symbolische Ortsbezogenheit. Eine soziologische Untersuchung zum Heimatproblem.– In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie Bd.17, 73-97 u. 254-297.
- WIMMER, Erich (1986): Heimat. Ein Begriff und seine „Sache“. – In: D. Harmening / E. Wimmer (Hg.), Volkskultur und Heimat. Festschrift für Josef Dünninger zum 80. Geburtstag. Königshausen+Neumann, Würzburg, 13-24.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Matreier Gespräche - Schriftenreihe der
Forschungsgemeinschaft Wilheminenberg](#)

Jahr/Year: 2005

Band/Volume: [2005](#)

Autor(en)/Author(s): Heller Hartmut

Artikel/Article: [Stratigraphie des Heimatbegriffs 260-274](#)